

Balkon der Erinnerung

Von

Lillian Alexandra

„Manche Erinnerungen flüstern – andere
schreien.

Und einige stehen einfach still, auf einem
alten

Balkon, wartend.“

Prolog

Dieses Buch ist meine Stimme und vielleicht auch deine. Es erzählt von Schmerz, von Zerbrochenem, von der Suche nach Liebe, nach Sicherheit und nach einem Platz in der Welt. Doch es erzählt auch vom Mut, sich zu befreien. Vom Neubeginn. Davon, dass es nie zu spät ist, den Kreislauf zu durchbrechen.

Ich weiß, dass viele ein ähnliches Schicksal erlebt haben, vielleicht sogar noch schlimmer. Und ich weiß, wie oft man glaubt, es gäbe keinen Ausweg. Aber es gibt ihn. Hilfe anzunehmen ist kein Zeichen von Schwäche, es ist Stärke. Es ist ein Schritt in die Freiheit.

Ich schreibe dieses Buch nicht, um Mitleid zu bekommen, sondern um Hoffnung zu geben. Für alle, die sich verloren fühlen. Für alle, die glauben, es sei zu spät. Es ist nie zu spät.

Meinen Kindern danke ich von Herzen, ihr wart mein Anker. Ich bin unendlich stolz darauf, welche wunderbaren Erwachsenen ihr geworden seid. Ihr seid der Beweis, dass Liebe, Stärke und Mitgefühl inmitten von Dunkelheit aufblühen können. Und all jenen, die in meinen schwersten Stunden zu mir gestanden haben, danke ich für eure Liebe und euer Vertrauen. Ohne jeden von euch gäbe es dieses Buch nicht.

Balkon der Erinnerung

Ich sitze auf meinem Balkon, eine dampfende Tasse Kaffee in der Hand. Die Luft ist mild, der Himmel strahlt in sanftem Blau, und irgendwo zwitschern Vögel, als hätten sie den ganzen Tag nichts Besseres vor. Mein Balkon ist nicht perfekt, die Blumen, die eigentlich für ein farbenfrohes Bild sorgen sollten, fehlen dieses Jahr. Keine Zeit, kein Kopf dafür. Aber es stört mich nicht.

Die Sitzbank ist weich, das Sonnensegel spendet genau die richtige Menge Schatten, und unter mir, ausgestreckt auf den warmen Fliesen, liegt Maja. Unsere junge Mischlingshündin, neugierig, wild, kaum zu bremsen. Ganz anders als die alte Dame auf dem Sofa: Tinka, zwölf Jahre alt, gemütlich, mit dieser beneidenswerten Gelassenheit. Gerade schnappt sie nach einer Fliege, erfolglos, aber unbeirrt. Ich nehme einen Schluck Kaffee und lasse meine Gedanken schweifen. Die Kinder sind groß geworden. Einige haben eigene Familien, und meine Enkel füllen das Haus mit Lachen, Chaos und Leben. Es tut gut, ihnen zuzusehen: diese Leichtigkeit, dieses unerschütterliche Vertrauen, dass die Welt ein sicherer Ort ist. Ich hoffe, sie können sich das noch lange bewahren. Ich selbst bin ohne dieses Grundvertrauen aufgewachsen.

Meine Kindheit war geprägt von Unsicherheit, von einer latenten Angst, die sich schwer abschütteln ließ. Diese alten Schatten sind noch da, leiser geworden, aber nicht verschwunden. Meistens habe ich sie im Griff. Doch an manchen Tagen klopfen sie an. Und dann frage ich mich: Habe ich alles richtig gemacht? War es wirklich mein Weg?

Nach außen wirke ich wohl stark, souverän, als hätte ich mein Leben im Griff. Vielleicht sieht man die Mauern, die ich um mich gebaut habe, aber nicht, was sie schützen. Doch hier, auf meinem Balkon, brauche ich keine Mauern. Hier bin ich einfach ich.

Und genau das möchte ich dir mitgeben, während du diese Zeilen liest:

Glaube an dich. Du bist stärker, als du denkst. Dein Wert ist nicht verhandelbar. Lass dir nie einreden, du seist zu viel oder zu wenig. Du bist genau richtig.

Mein Name ist Lilian. Ich wurde 1969 in Flensburg geboren und lebe heute im Weserbergland. Sieben Kinder haben mich zur Mutter gemacht – ja, sie sind alle meine leiblichen Kinder. Oft werde ich gefragt: Wie schafft man das?

Die ehrliche Antwort? Mit Liebe. Viel Liebe.

Alleinerziehend zu sein war nicht einfach. Aber ich hatte nie das Gefühl, wirklich allein zu sein. Mein Leben war laut, chaotisch, überfordernd und wunderschön. Und jetzt, da meine Kinder erwachsen sind, kommt so viel davon zurück.

Vielleicht liegt es daran, dass ich adoptiert wurde. Ich habe früh gelernt, wie es ist,

irgendwo anzukommen, ohne sich wirklich zugehörig zu fühlen. Ich war fünf, als ich in meine neue Familie kam, ein Kind mit einer Geschichte, über die niemand sprach. Meine Adoptivmutter tat ihr Bestes, aber es war ein steiniger Weg für uns beide.

Heute sitze ich hier mit meinem Kaffee, meinen Hunden und einer gewissen Ruhe im Herzen. Ich blicke zurück auf ein Leben, das nicht immer leicht war. Aber ich habe überlebt. Ich bin gewachsen. Ich bin hier. Und weißt du was?

Es ist nie zu spät, neu zu beginnen. Egal, wo du gerade stehst. Du darfst deinen eigenen Weg gehen. Und du darfst stolz darauf sein. Denn er gehört dir, ganz allein.

1969

An einem kalten Februartag im Jahr 1969 setzten bei meiner Mutter die Wehen ein. Ohne eine helfende Hand machte sie sich alleine auf den beschwerlichen Weg zur Klinik, weit entfernt am anderen Ende der Stadt. Mein Vater war, wie so oft, abwesend während mein älterer Bruder Sebastian bei einer Nachbarin untergebracht wurde. Als ich schließlich das Licht der Welt erblickte, wirkte meine Mutter erschöpft und widerwillig, als sie mich in den Armen hielt. Es war, als wollte sie das Bündel, das ich war, kaum annehmen. Sie trug mich nach Hause, doch ich spürte eine Kälte, die nicht nur durch die Winterluft drang, sondern auch durch ihre Berührungen. Ich war geboren, der Platz, den ich in ihrem Herzen finden wollte, war leer geblieben. Schon in meinen frühesten Erinnerungen fühlte ich mich unerwünscht. Bereits mit drei Jahren begann ich zu begreifen, dass meine Ankunft nicht mit Freude oder Stolz verbunden war. Als meine Familie weiterwuchs und mein Bruder Daniel geboren wurde, schien seine Ankunft mehr Akzeptanz zu finden, wenn auch nur ein wenig. Ich beobachtete das mit einer kindlichen Unsicherheit und begann zu verstehen, dass die Liebe meiner Eltern knapp und zerbrechlich war. Die Beziehung zwischen meinen Eltern war angespannt. Jeder Tag schien wie ein Drahtseilakt über einem Abgrund aus unausgesprochenen Konflikten und Bitterkeit.

Mein Vater, von seinen Lastern und illegalen Geschäften getrieben, brachte Unruhe und Kälte ins Haus, während meine Mutter in Arbeit und Alkohol Trost suchte.

Es gab Abende, an denen sie mich zu ihrer Arbeit mitnahm, doch meistens blieb ich bei meiner Großmutter, die meinen Aufenthalt mit stiller Unzufriedenheit hinnahm. Die Erinnerungen an diese Besuche waren geprägt von einer ständigen Beklemmung, ich fühlte mich wie ein ungebetener Gast, als ob meine bloße Anwesenheit eine Belastung darstellte. Zuhause machten es die ständigen Streitereien und der Alkoholmissbrauch meiner Eltern unmöglich, einen Ort der Sicherheit zu finden. Stattdessen lag immer die Furcht in der Luft, dass wir Kinder versehentlich einen Funken Zorn auslösen könnten. Mein Vater nutzte jede Gelegenheit, sich in seine gefährlichen Aktivitäten zu flüchten, während meine Mutter wie ein Geist durch unser Leben schwebte, erdrückt von Kummer und Sehnsucht nach einer Zuflucht, die sie nie fand. In einem besonders bedrückenden Moment, an einem grauen, windigen Tag, beobachtete ich meine Mutter. Sie saß auf einem wackeligen Küchenstuhl. Ihre zierliche Gestalt wirkte verloren in der Stille. Ihr schulterlanges, rotblondes Haar hing schlaff um ihr Gesicht, und ihre Augen, die sonst blitzen konnten, waren leer. Die Linien der Erschöpfung und der Trauer zeichneten sich tief auf ihrem Gesicht ab, ein Anblick, den ich nie vergessen würde. Sie lächelte selten und wenn sie es tat, war es ein

kurzer, bittersüßer Ausdruck, der sofort in die Dunkelheit zurückfiel.

Unser Zuhause befand sich in einer kleinen Stadt nahe der Ostsee. Die Wohnung war einfach, doch die Einrichtung gut genug für uns Kinder, die wir uns ein Zimmer teilten. Daniel schlief in seinem Gitterbett, während Sebastian und ich auf den gegenüberliegenden Seiten des Raumes lagen. Die schweren Vorhänge hielten das Tageslicht draußen und die Türen standen oft nur einen Spalt weit offen. In dieser kleinen Dunkelheit hörten wir jeden Streit meiner Eltern, die Worte drangen zu uns wie giftige Schlangen, die in unseren Köpfen nisten und Angst einflößen. Die Nächte wurden zu einer Quelle der Furcht, geprägt von Schreien, von Dingen, die wir Kinder noch nicht verstehen konnten, aber die unsere Seelen erschütterten. Nach einem besonders heftigen Streit hörte ich meine Mutter lauter als je zuvor weinen. Daniel saß in seinem Bett und spielte mit seinem Stofftier während Sebastian mich mit Dingen bewarf. Ein plötzlicher Aufschrei entfuhr mir als ein nasser Schwamm mich ins Gesicht traf. Die kalte Feuchtigkeit zog durch meine Haut, und ein überwältigendes Gefühl der Hilflosigkeit breitete sich in mir aus. Mein Schreien hallte durch das Zimmer, bis meine Mutter plötzlich in der Tür stand. Ihr Blick war dunkel und voller Zorn, und ohne ein Wort packte sie mich. Sie zog mich aus dem Bett und trug mich mit schnellen, festen Schritten ins Badezimmer, ihre Finger gruben sich schmerzhaft in meine Arme.

Im Badezimmer wurde ich hart auf den kalten Boden gesetzt. Ihre Augen fixierten mich mit einem Blick, den ich nie vergessen würde. Mit einem Ausdruck stummer Wut, stellte sie die Dusche auf eiskalt und ließ das Wasser über mich laufen. Der Schock des kalten Wassers brannte auf meiner Haut, meine Glieder wurden taub, und ich zitterte unkontrolliert. Ich hörte ihre Stimme, leise und doch schneidend: „Du wirst lernen, still zu sein. Ich will dich nicht hören.“ Das Wasser rauschte um mich herum wie ein unaufhörlicher Wasserfall, der meine Schreie übertönte, und als sie mich schließlich, noch tropfend und zitternd, auf den Balkon stellte, war der Winterwind wie kleine Nadeln, die in meine Haut stachen. Die Kälte kroch in meine Knochen und auch in meine Seele, es fühlte sich an, als sei ich erfroren, als ob jede Möglichkeit des Trostes oder der Wärme aus mir gewichen war.

Irgendwann durfte ich wieder hineinkommen, doch die Zeit war verschwommen, als hätte mein Bewusstsein die Minuten ausgelöscht, um mich zu schützen. Am nächsten Tag kehrte mein Vater zurück, er wusste von nichts. Mit einem ungewohnt freundlichen Lächeln nahm er mich auf den Arm, und ich spürte für einen kurzen Augenblick etwas, das ich als Liebe erkennen wollte, so kurz und flüchtig wie ein Sonnenstrahl, der in einen dunklen Raum fällt. Doch auch dieser Moment verging schnell, und das Dunkel um mich herum kehrte zurück.

Einige Wochen später spielte ich mit Daniel im Kinderzimmer, als sich eine weitere Szene

des Schreckens abspielte. In unserer Neugier hatten wir eine Schachtel Streichhölzer gefunden und zündeten sie vorsichtig an, bewunderten das kleine Feuer und pusteten es dann wieder aus. In diesem Moment kam meine Mutter herein. Ihre Augen weiteten sich, und ohne zu zögern, riss sie mich vom Boden hoch und zog mich hinunter in den Keller. Der Raum war kalt und dunkel, und das Zwielicht verwandelte die Wände in bedrohliche Schatten. Sie warf mich in eine Hängematte, die von der Decke hing, und ich spürte, wie der Stoff sich um meinen Körper legte. Doch bevor ich einen Fluchtversuch machen konnte, nahm sie einen Gürtel und band mich fest, so dass ich mich nicht mehr bewegen konnte.

Ihr Gesicht war dicht über meinem, ihre Augen brannten vor Wut, und ihre Stimme war kalt und scharf. „Du musst lernen, wie gefährlich Feuer ist“, zischte sie, und bevor ich verstand, was sie meinte, spürte ich den heißen Schmerz ihrer Zigarette, die sich in meine linke Schläfe brannte. Der Schmerz war stechend, unerträglich, und ich schrie, doch der Keller verschluckte meinen Aufschrei, als hätte niemand meine Qual hören sollen. Minuten, vielleicht Stunden vergingen, bis sie mich schließlich zurück in die Wohnung brachte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Keller geblieben war, doch in dieser Dunkelheit und Kälte war ein Teil von mir für immer verloren gegangen. Als ich in unser Zimmer zurückkehrte, war alles wie immer: ruhig, bedrückend und gleichgültig.

Am nächsten Tag fuhr mein Vater mit mir zu meiner Großmutter. Sie lebte ein gutes Stück entfernt, und während der Fahrt war ich still, schüchtern und neugierig, fast dankbar für diese unerwartete Abwechslung. Die Stunden bei meiner Großmutter verbrachte ich in einer eigentümlichen Mischung aus Einsamkeit und unklarer Erleichterung.

Als mein Vater mich später wieder abholte, war seine Laune seltsam beschwingt. Er schien für einen Moment wie jemand anderes, fast wie der Vater, den ich mir immer gewünscht hatte, sorglos, freundlich, aufmerksam. Seine Stimme klang nicht so hart, und er kaufte mir ein Eis, etwas, das mir so selten vergönnt war. Für diesen kurzen, kostbaren Moment fühlte ich mich wie ein normales Kind, das ein kleines bisschen von dem hatte, was andere Kinder vielleicht als selbstverständlich ansahen. Als wir nach Hause kamen, hielt ich das Erlebnis wie einen wertvollen Schatz in meinem Herzen. Ich rannte fast hinein, das Eis noch in der Hand, und freute mich, meiner Mutter davon zu erzählen. Doch als ich ihr in die Augen sah, erstarb mein Eifer. Ihr Gesicht blieb reglos, ihre Augen leer und unbewegt. Sie nickte mir nur flüchtig zu und sagte kein Wort, sondern wies mich mit einem kurzen Befehl an, ins Bad zu gehen, um mich zu waschen und auf die Toilette zu gehen. Die Freude, die eben noch in mir gebrodelt hatte, verpuffte augenblicklich. Die Kälte ihrer Reaktion legte sich wie eine bleierne Decke über mich, und ein beklemmendes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus.

Es war in diesem Augenblick, beim Gang zur Toilette, dass ich die Schmerzen spürte. Ein stechender, schneidender Schmerz. Ich biss mir auf die Lippe und hoffte, dass das Gefühl bald vergehen würde, doch es blieb. Irgendetwas in mir begann zu zittern, nicht nur vor Schmerz, sondern vor Angst, denn ich wusste nicht, was falsch war oder ob ich das überhaupt sagen durfte. Doch meine Furcht wich einer plötzlichen Verzweiflung, als ich, überwältigt, zu weinen begann. Ich war der festen Überzeugung, dass mein Vater, der ja gerade noch so freundlich gewesen war, mich beschützen würde. Mit zitternder Stimme erzählte ich von den Schmerzen und hielt den Atem an, während ich die Gesichter meiner Eltern ansah. Zum ersten Mal schien etwas wie Besorgnis auf ihren Gesichtern zu erscheinen, und sie tauschten Blicke aus, die ich nicht verstehen konnte.

Kurz darauf fuhren wir zu einem Arzt, dessen Gesichtsausdruck gütig und fragend war, während er mir sanft Fragen stellte, die ich jedoch kaum verstand. Ich nickte oder schüttelte nur stumm den Kopf, zu verängstigt, um zu sprechen, und spürte eine verwirrende Mischung aus Misstrauen und Hoffnung. Nach einer kurzen Untersuchung nahm er meine Eltern zur Seite und sprach leise mit ihnen. Seine Stimme war ernst, und das wenige, das ich verstand, ließ mich ängstlich werden. In diesen stillen Minuten konnte ich nicht ahnen, dass der Arzt drohte, das Jugendamt einzuschalten, dass er meine Verletzungen gesehen hatte und mein Schweigen als verzweifelten Hilferuf

interpretierte. Jahre später erst erfuhr ich, dass es Brandwunden im Intimbereich gewesen waren, deren Ursprung und Schrecklichkeit ich damals nicht einmal begreifen konnte.

Am nächsten Morgen war mein Vater wieder fort, und meine Mutter wirkte noch zorniger als zuvor, ihre Wut wie ein loderndes Feuer, das jederzeit ausbrechen konnte. Sie begann zu trinken, und ich beobachtete still, wie ihr Blick immer unsicherer wurde, ihre Bewegungen unkoordiniert, wie sie von einem Ende des Zimmers zum anderen schwankte und in regelmäßigen Abständen fluchte und schimpfte. Ich folgte allen Anweisungen mit zitternder Vorsicht, leise und ohne Widerworte, in der Hoffnung, dass ich keine weitere Strafe heraufbeschwören würde. Den Großteil des Tages verbrachte ich in meinem Zimmer und verließ es nur, wenn sie mich rief, was selten geschah. Das Gefühl, als sei ich in einem unsichtbaren Käfig aus Angst und Unsicherheit gefangen, war allgegenwärtig.

Irgendwann war es wieder so weit. Vorsichtig trat ich aus meinem Zimmer, wollte zur Toilette gehen, doch auf dem Weg sah ich meine Mutter, die im Flur vor dem Spiegel stand. Sie redete, gestikulierte wild mit einer Hand und hielt in der anderen eine halb leere Flasche. Ihr Haar war zerzaust, und ihre Augen glitzerten wie die einer Fremden, voller Wut und Leere zugleich. In mir machte sich eine seltsame, lähmende Angst breit, und ich wollte mich zurückziehen, bevor sie mich bemerkte. Doch es war zu spät. Sie drehte sich ruckartig um und starrte mich an, ihr

Blick war wie ein kaltes Messer, das sich in meine Haut bohrte.

„Ich hasse dich“, schrie sie, und der Satz dröhnte wie ein dumpfer Schlag durch den Flur. Sie hob die Flasche und schleuderte sie mit aller Kraft gegen den Spiegel. Das Glas zersplitterte in einem lauten Knall, und die scharfen Scherben regneten auf den Boden. Der Geruch von Alkohol breitete sich aus, scharf und stechend, und ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Vor Angst schrie ich und rannte zurück in mein Zimmer, kroch unter das Bett, während mein Herz wie ein Trommelwirbel in meiner Brust schlug. Sie kam torkelnd hinter mir her, ihre Stimme schrill, als sie mich aus meinem Versteck zerren wollte. Doch diesmal konnte ich entkommen, und irgendwann hörte ich, wie ihre Schritte sich entfernten. Die Stille, die folgte, war unheimlich. Nachdem ich sicher war, dass sie gegangen war, kroch ich langsam aus meinem Versteck. Vorsichtig ging ich den Flur entlang, der mittlerweile aufgeräumt und frei von Scherben war, als wäre der Ausbruch nie geschehen. Der Drang, mehr zu erfahren, zog mich ins Schlafzimmer meiner Eltern. Zögernd spähte ich durch einen Spalt in der Tür und fühlte, wie mein Körper erstarrte.

Meine Mutter saß auf dem Bett, ein zerbrechliches, kleines Bündel. Ihr Mund war mit Paketband zugeklebt, und ihre Augen wirkten leer und ängstlich. Ich spürte, wie sich ein kalter Schauer meinen Rücken hinaufzog, und mein Körper begann unkontrolliert zu zittern. Bevor ich zurückweichen konnte, stieß

ich ungewollt gegen die Tür, die sich ein Stück öffnete, und da stand er mein Vater. Er sah mich mit einem Blick an, der keine Wärme und kein Erkennen in sich trug, nur eine kalte, distanzierte Leere.

„Deine Mutter muss bestraft werden“, sagte er mit einer Stimme, die fast flüsternd war, und zog mich sanft, aber unnachgiebig ins Zimmer. Das kabelumwickelte Stoffstück in seiner Hand schien wie ein lebendiger Schatten in seiner Faust, und ich wusste nicht, was ich tun oder sagen sollte. Die Worte versagten mir, und ich konnte nur leise weinen, als er auf meine Mutter zuging und das Kabel gegen sie erhob. Jeder Schlag hallte wie ein Trommelschlag in meinem Kopf nach, und ich konnte den Schmerz fühlen, den sie empfand, als sei er mein eigener. Als es vorbei war, blickte er mich kurz an, wie um zu überprüfen, dass ich verstand. Er sagte nichts weiter, sondern wies mich an, mich zu waschen und schlafen zu gehen. Stumm und ohne Widerstand tat ich, was mir befohlen wurde, als wäre ich in eine Art Traum gefallen, ein schrecklicher, unentrinnbarer Albtraum.

Irgendwann in der Nacht wurde ich wach und hörte Stimmen. Verwirrt öffnete ich die Augen und stellte fest, dass ich nicht in meinem eigenen Bett lag, sondern im Schlafzimmer meiner Eltern. Der Raum war dunkel und schien mir fremd. Mein Herz pochte laut in meiner Brust, und ich fühlte eine Kälte, die mich umhüllte. Neugierig sprang ich auf, die Neugier war stärker als die Angst, und ich wollte herausfinden, wer dort war. Die Glastür zum

Wohnzimmer war einen Spalt weit geöffnet, und ich schob sie vorsichtig auf.

Im Wohnzimmer entdeckte ich eine Gruppe von Menschen in Uniform, die auf unserem Sofa saßen. Sie sahen aus wie die Helden aus den Fernsehsendungen, nur dass ihre Gesichter ernst und besorgt waren. Ein Mann in einem grauen Anzug fiel mir besonders auf. Ich spürte, dass etwas Unheimliches in der Luft lag, und mein Magen verkrampfte sich. Plötzlich wandte sich der Mann direkt an mich. „Wie heißt du, kleines Mädchen?“ fragte er mit einer Stimme, die gleichzeitig freundlich und besorgt klang. Er nahm mich sanft auf seinen Schoß, und seine Wärme gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Seine Augen schimmerten im schwachen Licht, und er lächelte, als könnte er meine tiefsten Ängste erahnen. „Ich werde dich zu einem neuen Zuhause mitnehmen, wo es liebevolle Menschen gibt, die dir nie wehtun werden,“ versprach er mir. Ich wünschte mir so sehr, dass das wahr sein könnte. Er hüllte mich in eine kuschelige Decke und überreichte mir eine Tüte köstlicher Eierwaffeln, gefüllt mit Schokolade und Vanille. Diese Geschenke schienen wie kleine Wunder, die mir ein Lächeln ins Gesicht zauberten. Und dann gab er mir noch eine Puppe und einen Teddy, die ersten Geschenke, die ich je bekommen hatte. Ich war überglücklich und mein Herz hüpfte vor Freude, während wir ins Dunkel des Autos stiegen. Als wir fuhren, träumte ich von all dem, was vor mir lag, von all den Abenteuern, die ich erleben würde. Doch in dieser Nacht sollte alles

ganz anders kommen. Ich hatte keine Ahnung,
wie viele Träume ich noch träumen müsste.